

# HERDER-KORRESPONDENZ

Zweites Heft - 5. Jahrgang - November 1950

Wenn Menschen einmal überzeugt sind, daß das Leben kurz ist, daß es unzureichend ist für irgendein großes Ziel, daß es den wahren Christen nicht vollkommen zur Entfaltung oder zur Vollendung bringt, wenn sie fühlen, daß das künftige Leben alles in allem ist und Ewigkeit das Einzige, was wirklich ihr Sinnen und Trachten beanspruchen und erfüllen kann: dann sind sie geneigt, dieses irdische Leben allzumal zu unterschätzen und seine wirkliche Bedeutung zu vergessen. Sie neigen zum Wunsch, die Zeit ihres Verweilens hienieden in eigentlicher Trennung von den tätigen Pflichten der Gemeinschaft zu verbringen.

Aber man sollte sich gegenwärtig halten, daß die Beschäftigungen dieser Welt, wenn sie auch selbst nicht himmlisch sind, und wenn sie auch nicht die Frucht sind, so doch der Same der Unsterblichkeit . . .

Kardinal J. H. Newman

## Meldungen aus der katholischen Welt

*Aus dem deutschen Sprachgebiet*

**Verlautbarungen der Fuldaer Bischofskonferenz 1950**

Unter Vorsitz von Kardinal-Erzbischof Dr. Frings von Köln fand vom 22. bis 24. August 1950 die 82. Fuldaer Bischofskonferenz statt. Im Anschluß an die Konferenz teilte Kardinal Frings mit, daß demnächst zwei Hirtenschreiben zu erwarten sind: ein Hirtenbrief der Fuldaer Bischofskonferenz zur „Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel“ und ein „Lehrschreiben über Gesellschaft und Staat“.

Die Verlautbarungen der diesjährigen Fuldaer Bischofskonferenz befassen sich mit der erneuten Forderung eines gerechten Lastenausgleichs, ferner mit Gebetsmahnungen für die vielen noch im Auslande befindlichen deutschen Gefangenen und Verschleppten, sowie für die Todesopfer an der Front, in der Heimat und in den Konzentrationslagern.

Die erste Verlautbarung zum Lastenausgleich hat folgenden Wortlaut: „Die Fuldaer Bischofskonferenz behandelte u. a. auch die Frage des Lastenausgleichs und weist erneut auf ihre Stellungnahme zu dieser Frage vom Jahre 1948 hin, die folgenden Wortlaut hatte: Der Neuordnung wird auch der Lastenausgleich dienen müssen. Ungleich haben Krieg und Nachkriegszeit die Not verteilt. Sie haben sich die Schuldigen nicht ausgesucht, und Unschuldige müssen bitter leiden. Die Lasten müssen ausgeglichen werden. Denn nur, wenn einer des anderen Last mitträgt, erfüllen sie Christi Gesetz. Gott hat im Alten Bunde einen regelmäßigen Lastenausgleich angeordnet. Die ersten Christen haben freiwillig und hochherzig unter sich die Lasten ausgeglichen, ‚je nachdem einer bedürftig war‘ (Apg. 2, 45). Kein Christ wird darum heute einem gerechten Lastenausgleich widerstreben

können. Man muß sich darüber klar sein, daß alle Güter, die wir noch besitzen, nicht reichen werden, um die Schuld nach außen abzutragen und die Not im Innern auszugleichen. Es ist gerecht, wenn ungerechte Gewinne ermittelt werden und zur Verteilung kommen. Es wird nicht zu umgehen sein, daß auch der rechtmäßig erworbene Besitz belastet wird. Das Recht auf Privateigentum wird dadurch nicht angetastet. Es bleibt verankert im heiligen Gesetz Gottes. Aber ein gerechter, durch die außergewöhnlichen Zeitumstände bedingter Lastenausgleich widerstreitet nicht dem naturrechtlichen und daher von den Christen festzuhaltenden Eigentumsbegriff. Gott hat die Güter dieser Welt nicht nur zum Wohle einzelner Menschen, einzelner Menschenklassen oder einzelner Völker bestimmt, sondern sie auf das Wohl aller Menschen hingeeordnet. Wenn darum der Staat durch eine die Lasten des Volkes gerecht verteilende Gesetzgebung die durch Krieg oder Katastrophen, wie wir sie erlebt haben, schwerverletzte Ordnung wieder zu heilen sucht, dann werden Christen um des Gemeinwohles willen einer solchen Regelung sich nicht widersetzen und nicht entziehen. Durch einen geordneten Ausgleich wird die Gefahr vermindert, daß gewaltsame Lösungen versucht werden, die alles verderben. So wird durch ihn in Wahrheit das Eigentumsrecht nicht angegriffen, sondern es werden die Voraussetzungen für den Weiterbestand einer gesunden Eigentumsordnung geschaffen.“

Die zweite Verlautbarung lautet: „Die Bischofskonferenz gedenkt der vielen noch im Auslande befindlichen deutschen Gefangenen und Verschleppten und empfiehlt, ihrer besonders während des Monats Oktober in den Rosenkranzandachten zu gedenken.“

Die dritte Verlautbarung heißt: „Für die Todesopfer des Krieges an der Front und in der Heimat sowie für die Opfer der Konzentrationslager soll in der Allerseelenoktav in den einzelnen Kirchen ein Seelenamt gehalten werden, bei dem besonders derer gedacht werden möge, die ohne kirchliches Begräbnis bestattet worden sind.“

In diesem Jahr feierte der Katholische Fürsorgeverein auf einer Generalversammlung der in ihm arbeitenden Frauen in Dortmund vom 13. bis 16. September sein fünfzigjähriges Bestehen. Am 19. Juni 1900 ist er von Frau Agnes Neuhaus mit 25 anderen Frauen in der Dortmunder Propsteikirche gegründet worden und hat sich in den seither verflossenen Jahren zu einer mächtigen und sehr segensreich wirkenden Organisation entwickelt, deren Hauptaufgabe der Schutz der gefährdeten Jugend ist. Frau Elisabeth Zillken hielt auf der Jubiläumstagung einen Vortrag, dem wir die folgenden Angaben über die Vergangenheit, die Organisation und die gegenwärtige Lage des Katholischen Fürsorgevereins entnehmen.

Die Gründung vor 50 Jahren ist vor allem darum eine so große Tat gewesen, weil es damals noch keine behördliche Jugendfürsorge und Gefährdetenfürsorge gab. Agnes Neuhaus hat mit ihrer Gründung also einen echten Pionierdienst für das gesamte Wohlfahrtswesen geleistet. Heute ist die Fürsorgearbeit eine Tätigkeit, die gründliche fachliche Ausbildung und kluge Organisation verlangt; aber die Mitarbeiterinnen des Katholischen Fürsorgevereins sind dennoch im Innersten noch von dem gleichen Antrieb beseelt, der ihre Vorgängerinnen vor 50 Jahren zu dieser Arbeit bewegte: der aus dem Glauben wachsenden echten Liebe zum Nächsten.

#### *Der heutige Umfang des Wirkens*

Das Gesamtwerk umfaßt heute

1. die Ortsgruppen, die in offener Fürsorge Kindern, jungen Menschen und deren Familien sowie auch älteren Frauen helfen wollen;
2. Heime, die derselben Aufgabe in halboffener oder geschlossener Fürsorge dienen;
3. die Westfälische Wohlfahrtsschule, Abt. Dortmund, die berufliche Mitarbeiterinnen für Ortsgruppen und Heime ausbildet. Ihre Absolventinnen finden jedoch auch bei anderen kirchlichen Stellen und bei Behörden Anstellung;
4. die Zentrale, die den anderen Stellen mit Rat und Tat zur Seite steht, neue Experimente schützt und fördert, zu Experimenten und Gesetzen anderer Stellen gutachtlich Stellung nimmt und schließlich solche Hilfsarbeiten ausführt, die über den Rahmen einer Ortsgruppe hinausgehen.

Seit 1924 arbeitet der Katholische Fürsorgeverein mit den inzwischen entstandenen Jugendämtern zusammen. Unter dem Nationalsozialismus hat er, wie alle konfessionellen Werke, schwer zu leiden gehabt; doch seit 1946 zeichnet sich der Wiederaufbau bereits deutlich ab. Heute betreut der Verein in offener Fürsorge über 153 000 Schützlinge, die zur Hälfte unter 14 Jahren sind. Besonders große Gruppen unter den Schützlingen bilden die unehelichen Kinder und die Kinder aus zerrütteten Ehen. Eine große Gruppe bilden auch die Ostvertriebenen, nächst ihnen dann die Straffentlassenen und Strafgefangenen. Als letzte größere Gruppen, die betreut werden, sind die unehelichen Mütter und die Arbeitslosen zu nennen. Eine wichtige Aufgabe des Vereins ist es, Vormünder für Minderjährige zu suchen, Schützlinge in gesunde Umgebung zu bringen und den Jugendgerichten Hilfe bei katholischen Jugendlichen zu leisten.

Die Statistik beweist, daß die fürsorgebedürftigen Kinder aus geschiedenen und zerrütteten Ehen immer noch zunehmen; sie sind in den letzten 4 Jahren von 17 230 auf 30 847 angewachsen. Fast immer gilt in diesen Fällen die Fürsorgearbeit auch den Eltern und ihrer Ehe. Der Verein wird vielfach vor Einleitung einer Ehescheidungsklage von Gerichten, Seelsorgern oder Mitarbeiterinnen über die schwierigen häuslichen Verhältnisse informiert und versucht dann in enger Zusammenarbeit mit den Seelsorgern, diese Ehen zu erhalten und zu gesunden. Hier wird eine Art religiös fundierter Erziehungsarbeit geleistet, die oft Erfolg hat, wo behördliche Stellen versagen.

#### *Der heutige Stand der Mitarbeit*

Eine Statistik der Mitarbeiterinnen im Katholischen Fürsorgeverein beweist den wachsenden Umfang seiner Arbeit und Aufgaben und vor allem auch den großartig wachsenden Einsatz ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen. Der Verein zählt deren heute 5209 tätige Mitarbeiterinnen und 60 128 Einzelhelferinnen. Daneben stehen 341 berufliche Mitarbeiterinnen und 20 788 fördernde Mitglieder. Im Jahr 1949 bestanden 450 Ortsgruppen. Es ist Grundsatz, überall da, wo es ein Jugendamt gibt, neben dieses eine Ortsgruppe des Katholischen Fürsorgevereins zu stellen, um so die religiöse Erziehung katholischer Minderjähriger zu sichern. Die Fuldaer Bischofskonferenz hat schon 1922 den deutschen Klerus aufgefordert, bei der Gründung von Fürsorgevereinen hilfreiche Hand zu gewähren. Das ist vielerorts, doch längst nicht überall geschehen, so daß man wohl sagen muß, daß bei tätigerer Hilfe der Seelsorge viel mehr Kindern und Jugendlichen hätte geholfen werden können. Heute, wo die Jugendämter zumal auf dem Land gerade erst wieder neu aufgebaut werden, wird die katholische Fürsorgearbeit vielfach zur Mitarbeit aufgefordert, und es hängt alles davon ab, daß sie in der Lage ist, geeignete Kräfte in genügender Zahl bereitzustellen. Der Kreis der freiwilligen Helferinnen steigt zum Glück immer noch an, und geistliche Beiräte bemühen sich um die religiöse Vertiefung dieser Mitarbeiterinnen.

Heute fragt die junge christliche Generation wohl, warum man einen Verein braucht, wo doch Nächstenliebe zum Vollzug des christlichen Lebens gehört. Die Antwort lautet: der Verein ist eine Stelle fachlicher Ausbildung für eine Arbeit, die fachlichen Charakter hat. Die Kerngruppe des Vereins ruft auch heute immer wieder das ganze christliche Volk zur Mitarbeit durch Hilfe und Gebet auf, sie selber aber ist nötig als Stelle, an die sich jeder um Hilfe und Rat wenden kann, die sich bei den Behörden verwendet und die die Hilfskräfte verteilen und in geeigneter Weise einsetzen kann.

Die Zusammenarbeit mit den Behörden nimmt immer noch zu, ist aber an manchen Orten auch durch parteipolitische Interessen behindert oder bedroht. Auf dem Gebiet der Familienfürsorge gibt es zudem fachliche Meinungsverschiedenheiten. Manche behördliche Stellen haben die Tendenz, diesen Sektor, der eine spezialisierte Arbeit erfordert, zugunsten einer allgemeinen Fürsorge zu verdrängen, was eine erhebliche Rückwärtsentwicklung bedeuten würde.

Viele Fälle werden dem Katholischen Fürsorgeverein durch die Behörden zugewiesen, noch mehr Fälle sucht er selber auf. Seiner inneren Einstellung gemäß kann er nicht warten, bis eine Not ihm offiziell gemeldet wird.

Auf gewissen Gebieten, vor allem im Vormundschaftswesen, kann man jedoch nicht gut ohne die Mitwirkung der Behörden vorwärtskommen.

Ein wichtiger Fragenkomplex wird auch durch die Erziehungsberatungsstellen behandelt. Die Erziehungskraft der Familie ist heute weithin geschwächt, doch nicht der Erziehungswille. Die Eltern bedürfen also einer Beratung und Stütze. Die Katholische Fürsorge hält dabei von einer persönlichen Beratung der Väter und Mütter mehr als von Beratung durch Erziehungsberatungsstellen englischen und amerikanischen Musters.

#### *Die Tätigkeit der Zentrale*

Währenddessen nimmt die Zentrale des Vereins ständig Stellung zu Fragen der Gesetzgebung und zu Fragen der Arbeitsgestaltung auf den verschiedenen einzelnen Gebieten. Da handelt es sich um das Recht des unehelichen Kindes, die Hilfe für uneheliche Kinder und Mütter, Ehescheidung und Sorge um „Ehescheidungswaisen“, Sorge um Kinder aus zerrütteten Ehen, Neugestaltung der Reichsjugendwohlfahrtsgesetze, Ausbau der Familienfürsorge, Fragen des Adoptionsrechts und der Adoptionsvermittlung, Ausbau der Pflegestellenvermittlung, Ausbau der Schutzaufsicht, Probleme der Zusammenarbeit mit den Erziehungsberatungsstellen und Schaffung von Erziehungsberatungsstellen.

Für den Katholiken steht am Beginn jeder erzieherischen Arbeit der Glaube, der zum mindesten um Sinn und Ziel des Lebens weiß; der Nichtgläubige setzt an die Stelle dieses Glaubens oft ein gesteigertes Vertrauen auf die verschiedensten modernen Erziehungsmethoden oder Hilfsmittel, Psychologie, Psychotherapie und dergleichen. Der Christ wird sich diesen gegenüber durchaus nicht ablehnend verhalten, er wird nur finden, daß diese Hilfsmittel in die Hand eines gläubigen und liebenden Menschen gehören. Er wird alle sachgerechten Mittel, die die Wissenschaft heute an die Hand gibt, benutzen, aber darauf vertrauen, daß eine übernatürliche Kraft diese stets so begrenzten natürlichen Kräfte ergänzt und stärkt, eine übernatürliche Kraft, die sich besonders in der völligen Hingabe an die andern auswirkt.

**Aufbau der KA Österreichs von unten her** Im ersten Halbjahr 1950 wurden in der Erzdiözese Salzburg 45 „Pfarrtage“ durch die Beauftragten der Diözesanleitung gehalten, nachdem man im Vorjahr versuchsweise mit „Dekanatstagen“ begonnen hatte. Ziel war 1949 wie 1950 die Aktivierung der Laien. Die Dekanatstage zeigten, daß in weiten Kreisen des katholischen Volkes die Bereitschaft zur christlichen Tat vorhanden ist. Sie machten aber auch klar, daß man den Schwerpunkt der Arbeit nicht in die großen Kundgebungen, sondern in die unscheinbare Kleinarbeit legen muß.

Durch die Pfarrtage soll die KA in den Pfarren aufgebaut werden. Aus der weithin anonymen Masse des Kirchenvolkes sollen einzelne aufgeschlossene Menschen herausgefunden werden, die dann die Zellen für die weitere Arbeit bilden. Daher halten die von der Diözesanleitung entsandten Referenten — ein Geistlicher und ein oder zwei Laien — nicht nur ihre Referate (1950 über das Jahresthema: Durchdringung der eigenen Familie), sondern nehmen Fühlung mit den vielen einzelnen, die für eine aktive Arbeit in Betracht kommen, gründen oder

beleben die Männer-, Frauen- und Jugendrunden und machen nach Besprechungen mit den Pfarrangehörigen die konkreten Aufgaben ausfindig, die sich aus den besonderen Bedürfnissen der Pfarre ergeben.

Meist wurde der Pfarrtag am Vorabend durch eine Besprechung mit dem Ausschuß bzw. einer kleinen Gruppe aktiver Katholiken eingeleitet, während am Sonntag je eine kirchliche und eine außerkirchliche Veranstaltung gehalten wurde. Mit diesen Pfarrtagen wurde ein organischer Anfang gesetzt, ohne den alle Tätigkeit der KA in luftleerem Raum schweben würde.

Die Erfahrung hat gezeigt: 1. daß in jeder Pfarrei wenigstens einige aufgeschlossene und bereite Katholiken vorhanden sind, die, geweckt und richtig eingesetzt, sehr Wertvolles leisten können; 2. daß die Seelsorger (und verantwortlichen Laien) elastisch genug sein müssen, um konkrete Aufgaben aufzuzeigen, in die sich der gute Wille der Menschen ergießen kann; 3. daß an den existentiellen Fragen unserer Zeit, besonders an der sozialen Frage, unter keinen Umständen vorbeigegangen werden darf, da nichts so sehr von der Wahrheit des Christentums überzeugt, als das „praktische Christentum“.

#### **Die Situation der Arbeiterjugend in Österreich**

Zur Vorbereitung der internationalen Tagung der JOC Anfang September in Brüssel führte die österreichische

KAJ im ersten Halbjahr 1950 eine Untersuchung über die Lage der Arbeiterjugend in Österreich durch. Die Aktivisten der Bewegung wurden aufgefordert, über die Verhältnisse bei ihren Arbeitskameraden, die sie in ihrem täglichen Kontakt im Wohnviertel und auf der Arbeitsstätte gut kennen, zu berichten. Die Fragen bezogen sich auf das gesamte Leben des Jungarbeiters, angefangen von den Wohnverhältnissen, der beruflichen Ausbildung, Freizeitbeschäftigung und Lektüre bis zu seiner religiösen Haltung und allgemeinen Lebensauffassung.

Hinsichtlich der Lektüre ergab die Untersuchung, daß sie in erster Linie aus Sportzeitungen und Romanheften (sehr aufregenden oder erotischen Inhalts) besteht; auch in den Tageszeitungen wird meistens nur der Sportteil gelesen.

In der Freizeitbeschäftigung steht an erster Stelle der Kinobesuch, in den Städten häufig mehrmals in der Woche, wobei es gleichgültig ist, welcher Film gezeigt wird. An zweiter Stelle steht der Sport, besonders Fußball; die großen Sportveranstaltungen und das Sporttoto sind ständiger Gesprächsstoff. Dann folgen Tanzunterhaltungen und erst in weitem Abstand Ausflüge. Von einer eigentlichen Freizeitgestaltung kann kaum die Rede sein, da ein Großteil der Jungarbeiter mit seiner Freizeit nichts anzufangen weiß und die Zeit einfach totschlägt.

Die Haltung des Jungarbeiters gegenüber seiner Familie ist meist die völliger Gleichgültigkeit. Die Straße und die natürlichen Gruppierungen im Wohnviertel, die sogenannten „Platten“, ersetzen weitgehend den Aufenthalt in der Familie. „Sie ist der Ort, wo man schläft und ißt, sonst nichts“. Daneben gibt es allerdings auch Jungarbeiter, die ein großes Verantwortungsbewußtsein gegenüber ihrer Familie haben und mit ihrem Lohn Mutter und jüngere Geschwister erhalten, wenn der Vater fehlt.

Was das Berufsleben betrifft, so hat nur ein Teil der Jungarbeiter den Willen, im Beruf weiterzukommen. Die

meisten leben gedankenlos in den Tag hinein. In den letzten fünf Jahren ist allerdings eine ständige Besserung festzustellen, nicht zuletzt deshalb, weil man sich den Arbeitsplatz erhalten will. Im übrigen wird aber die Arbeit nur als Last und als Mittel, Geld zu verdienen, empfunden. Typische Aussprüche sind: „Hauptsache ist, der Tag geht vorbei“, „Hauptsache ist, man bekommt am Freitag sein Geld“. Gegenüber Werkzeug und Werkstoff herrscht die größte Verantwortungslosigkeit.

Eine weitere Frage bezog sich auf die Haltung des Jungarbeiters gegenüber der Gewerkschaft, politischen Parteien und Jugendorganisationen. Die meisten Jungarbeiter sind Mitglieder der Gewerkschaft, aber nur ganz wenige arbeiten aktiv mit. Das Interesse an der Gewerkschaft geht im allgemeinen nur so weit, als ein materieller Vorteil herauschaut. Den Parteien bringen fast alle Jungarbeiter keinerlei Interesse und sogar Mißtrauen entgegen; auf keinen Fall wollen sie eine Bindung an sie eingehen. Von einer Jugendorganisation erwarten sich nur wenige mehr als materielle Vorteile und billige Unterhaltung.

Das Mädchen wird im allgemeinen als bloßes Vergnügungsmittel gewertet. Ab 16 Jahren — einzelne Berichte nennen schon 14 und 15 Jahre — gehört es einfach zur Mode, daß man mit einem Mädchen „geht“. Bezeichnend ist der Bericht eines Aktivisten aus dem Stadtrand von Linz: „Von 22 ehemaligen Mitschülern, mit denen ich noch in Kontakt bin, haben 10 im Alter von 19 und 20 Jahren geheiratet, aber nur, weil ein zu erwartendes Kind sie dazu zwang. Sie hatten mich vorher alle verlacht, weil ich sie von der Spielerei mit Mädchen abbringen wollte. Nachher sagten sie mir, es wäre die größte Dummheit ihres Lebens gewesen. Aber sie bereuten nur das Pech, daß es mit einem Kind enden mußte. Sieben von diesen zehn sind übrigens nach ein bis zwei Jahren Ehe schon wieder geschieden.“

In religiöser Hinsicht sind 90% der Arbeiterjugend gleichgültig. Eine ausgesprochene Feindschaft gegenüber der Religion besteht nicht. Mehr als die Hälfte gibt theoretisch zu, daß es einen Gott gibt, lebt aber praktisch so, als gäbe es keinen Gott. Kirche und Religion werden als Unsinn betrachtet. In den Städten praktizieren etwa 1 bis 2% der Jungarbeiter, der Durchschnitt für ganz Österreich kann mit 5% beziffert werden.

Den Priester halten die meisten für einen Faulenzer, der ein bequemes Leben führt und es mit dem Zölibat nicht genau nimmt. Wenn der Priester als „fescher Kerl“ gilt, so lassen die meisten Jungarbeiter mit sich reden, nur „einen Heiligen darf er nicht aus mir machen wollen“! Doch nachher verlacht man ihn wieder, weil man sich sein Leben einfach nicht vorstellen kann und meint, ob nicht doch viel Schwindel dabei sei. Gegenüber bewußt katholischen Laien nehmen die meisten Jungarbeiter eine eigenartige Doppelstellung ein: Einerseits haben sie Mitleid mit diesen „Dummköpfen“, andererseits doch wieder ein gewisses Vertrauen und im geheimen eine große Achtung vor ihnen.

Die letzte Frage bezog sich auf die allgemeine Lebensauffassung. Die Berichte sprechen hier ausnahmslos von einem großen Minderwertigkeitsgefühl und einer erschreckenden Interesselosigkeit. Der Jungarbeiter meint, durch eigene Initiative nichts Wesentliches in seinem Leben ändern zu können. Wenn sie täglich viele Male

sagen: „Es ist wurscht“, so ist dies ein typischer Ausdruck ihrer ganzen seelischen Haltung.

So bestätigt diese Untersuchung in erschütternder Weise, daß vom Idealismus der Arbeiterbewegung, der den sozialen und politischen Aufschwung der Arbeiterschaft einst in hingebungsvoller Arbeit und vielen Opfern ermöglicht hat, in der heutigen Jugend nichts mehr übrig geblieben ist. Sämtliche Ideale sind zerbrochen. Während die ältere Generation ihr Verhältnis zur Religion noch durch die Negation bekundete, ist für die jüngere die Religion ganz einfach nicht mehr da. Sie scheinen für geistige und sittliche Werte überhaupt unempfänglich geworden zu sein, und dies ist zweifellos das Bedrohlichste unserer Situation.

#### **Fernkurs für theologische Laienbildung**

Im Februar dieses Jahres wurden die seit zehn Jahren in Wien bestehenden „Theologischen Kurse für Laien“, kurz „Laienjahr“ genannt, durch einen Fernkurs erweitert, um auch die außerhalb Wiens Wohnenden in das Anliegen des Laienjahres einzubeziehen. Den Teilnehmern wurden nach einem bestimmten Plan Skripten zugesandt, die sie durchstudieren mußten. 235 Interessierte meldeten sich; etliche mußten das Studium aus verschiedenen Gründen (Krankheit, Beruf, Familie usw.) wieder aufgeben; gegen 170 hielt durch.

Ein Durchstudieren vorgedruckten Lehrstoffes hätte sich aber vom privaten Studium eines Buches wenig unterschieden. Daher lud die Leitung des Fernkurses während des Sommers zu Studienwochen ein, um den durchgearbeiteten Lehrstoff durch mündliche Unterweisung und Diskussionen zu beleben und zu vertiefen und die Kursteilnehmer in eine Gemeinschaft zusammenzuschließen. Jeder der 170 Teilnehmer besuchte eine der drei Studienwochen (9.—16. Juli und 16.—23. Juli in Maria Waldrast in Tirol und 20.—27. August im Irenental bei Wien). Die Dozenten nahmen in täglich sieben Vorlesungen die für das Selbststudium schwierigsten Kapitel der scholastischen Philosophie, der Dogmatik und Moral durch. Dazu kamen noch mehrere Aussprachestunden, in denen die Dozenten vor allem auf die Fragen des Verhältnisses der Profanwissenschaften zur Theologie Rede und Antwort stehen mußten.

Die Teilnehmer äußerten sich durchaus zustimmend, ja begeistert über die Idee des Fernkurses und die Gemeinschaftswochen und erklärten, daß ihnen das Theologiestudium sehr viel an neuen Einsichten vermittelt habe. Unter den Teilnehmern waren eine Anzahl Ärzte und ein Universitätsprofessor.

Die Aussprachestunden gaben interessante Einblicke in die Schwierigkeiten unserer katholischen Intellektuellen. Groß ist die Entfremdung zwischen Naturwissenschaft und Theologie, beziehungsweise Philosophie. Wer von den Naturwissenschaften herkommt, hat Mühe, den Substanz- und Kausalitätsbegriff der Philosophie anzunehmen und Glauben und Wissen in Harmonie zu setzen. Er kann den rationalen Wegen, die zum Glauben führen, nur schwer folgen und versteht den Glauben vorwiegend voluntaristisch, als den „Sprung ins Dunkle“.

Im Bereich der Philosophie machte sich die Tatsache geltend, daß auf den Universitäten keine geschlossene philosophische Bildung vermittelt wird, sondern nur Bruchstücke einer idealistischen oder positivistischen Philosophie. Die Geschlossenheit der scholastischen Philosophie

imponierte sichtlich, desgleichen die vielfachen Lebensbezüge, die sich aus anscheinend lebensfremden, abstrakten Begriffen ergaben.

Hervorzuheben ist der große Ernst des persönlichen religiösen Strebens. Mehrfach wurde der Wunsch nach einer Vollkommenheitslehre laut, die der heutigen Situation des Laien angepaßt ist.

Um die Schwierigkeiten, die ein rasch aufgenommenes Wissen mit sich bringt, zu überwinden, erklärten sich die Dozenten bereit, mit den Hörern in Briefwechsel zu treten. Außerdem werden in allen Diözesanstädten Arbeitskreise errichtet, um zusammen mit einem Theologen den vorgeschriebenen Lehrstoff durcharbeiten bzw. zu wiederholen. Sämtliche Diözesanbischöfe haben erklärt, den Fernkurs fördern zu wollen und denen, die die Prüfungen ablegen, das Anrecht auf die *missio canonica* zu erteilen. Die ersten Prüfungen haben bereits stattgefunden. Schätzungsweise 120 von den 170 Kursteilnehmern werden sich den Prüfungen unterziehen.

**Schuljugend und Film** Daß der Film eine sehr starke (wenn auch meist negative) Erziehungsmacht darstellt, ist allgemein bekannt. Um diesen Einfluß näher zu bestimmen, hat die Soziale Frauenschule der Caritas der Erzdiözese Wien durch eine Erhebung an mehreren Wiener Hauptschulen (10—14jährige) einen bemerkenswerten Beitrag geliefert (zusammengefaßt in der „Österreichischen Furche“ vom 5. August). Insgesamt wurden an 1417 Hauptschüler, davon 783 Knaben und 634 Mädchen, Fragebogen ausgegeben. Gefragt wurde: 1. nach der Häufigkeit des Kinobesuches, 2. welche Filme gefallen haben, und 3. warum, 4. welche Filme nicht gefallen haben und 5. warum.

Es ergab sich: Der Kinobesuch steigt mit dem Alter, Knaben besuchen das Kino häufiger als Mädchen (offenbar weil diese im Hause stärker festgehalten werden). Und zwar: 10jährige Knaben besuchen das Kino durchschnittlich 24,7 mal im Jahre (Mädchen 14,8 mal); 11jährige 24,4 mal (18,0); 12jährige 30,4 mal (19,0) — womit die Durchschnittszahl von 28,8 für den Wiener überhaupt schon überschritten ist —; 13jährige 34,3 mal (19,2) und 14jährige 40,2 mal (26,1) im Jahr. Oder anders gesagt 27% der Knaben und 10% der Mädchen im Alter von 10—14 Jahren gehen regelmäßig jede Woche ins Kino.

Welche Filme haben gefallen? Die 10 von den Knaben am häufigsten genannten Filme sind fast ausschließlich Wildwest- und Abenteuerfilme, allen voran die umstrittenen Tarzan-Filme. Nur der schöne Hundefilm „Lassie kehrt zurück!“ fällt aus dem Rahmen heraus. Nicht selten wurden Filme gesehen, die unter das Jugendverbot fallen, sogar der Film „Vom Mädchen zur Frau“.

Von den Mädchen wurden ebenfalls „Lassie“ und „Tarzan“ am häufigsten genannt. Dann aber treten die Tanzfilme wie „Die roten Schuhe“, „Weißer Traum“ und andere an die Stelle der Abenteuerfilme.

Diese Auswahl besagt auch schon, warum die Filme gefallen haben: weil sie „aufregend, wild“ sind, weil „geschossen worden ist“; und bei den Mädchen: weil der Film „interessant“, „lustig“ war oder „weil getanzt worden ist“. Es fehlt in diesem Bild der Oberflächlichkeiten doch auch nicht an erfreulichen Zügen: starken Eindruck machen schöne Landschaftsbilder und Tiergeschichten. Kriegsbilder wurden nur von 3 Knaben hervorgehoben.

Und von den Mädchen wurde keines vom Thema Liebe angesprochen. Einige bezeichneten es sogar als Vorzug des Films, daß nicht von der Liebe die Rede war.

**Ein Film über die heilige Messe** Die Produktionsgruppe der Katholischen Filmgilde Österreichs hat einen Film über die heilige Messe hergestellt mit dem Titel: „Das große Geheimnis, ein Film von der Begegnung mit Christus in der heiligen Messe“. Die kirchliche Oberleitung hatte Domkapitular Dr. Karl Rudolf, die Regie führte Alfred Lehner.

Man steht dem Versuch, das moderne technische Mittel des Films — die „achte Kunst“, wie sie vielfach genannt wird — zur Glaubensverkündigung und insbesondere zur Darstellung des Zentralmysteriums des katholischen Glaubens zu verwenden, zunächst mit großer Skepsis gegenüber. Es scheint eine Profanierung heiligster Handlungen zu sein, wenn man sie den technischen Möglichkeiten des Filmes überantwortet. Doch die Bedenken zerstreuen sich.

Der Film führt nach einleitenden Bildern von der Erschaffung der Welt, vom Sündenfall und von Erlösungssehnsucht — wobei die berühmten Gemälde Michelangelos herangezogen werden — einfach den Verlauf einer heiligen Messe vor, teils Hochamt mit gregorianischem Choral, teils Bet-Sing-Messe mit deutsch gesprochenen Gebeten, und gibt dazu ausführliche Erläuterungen. Dazwischen werden in Bildern alter Meister Szenen aus dem Leben Christi gezeigt, eine Technik, die sich mit der „Matthäuspassion“ vergleichen läßt. Der Film verliert sich aber nicht ins Musikalische oder in kunsthistorische Streifzüge, sondern hält konsequent an der Darstellung des liturgischen Geschehens fest. Die Erläuterungen sind klar und anschaulich und geben eine ausgesprochene Neuformulierung.

Der Film versteht es, das heikle Problem der Darstellung des zelebrierenden Priesters mit Takt und Zurückhaltung zu lösen. Man kann natürlich der Ansicht sein, daß der zelebrierende Priester und der Betende überhaupt nicht gefilmt werden soll. Doch diese Frage steht hier nicht zur Debatte. Wer grundsätzlich ja sagt zur Verfilmung, wird der Art und Weise, wie der vorliegende Film an die Aufgabe herangeht, zustimmen.

Eine andere Frage ist freilich, ob nicht dem Durchschnittschristen zuviel an Konzentrationsfähigkeit zugemutet wird. Die Gebete und Erläuterungen sind wohl etwas zu lang und daher ermüdend. In technischer Hinsicht wäre zu sagen, daß die filmischen Möglichkeiten zur Belebung dieses schwierigen Themas nicht ganz ausgeschöpft wurden.

Im ganzen aber muß der Film als eine große Leistung und als geglückter Versuch, auch den Film in den Dienst der Glaubensverkündigung zu stellen, anerkannt werden. Wie die Masse des Kirchenvolkes auf den Film reagieren wird, weiß man noch nicht. Doch in den engeren katholischen Kreisen Österreichs hat der Film eine sehr gute Aufnahme gefunden.

**Ein bemerkenswerter Austritt aus der KP** Nikolaus Hovorka, prominentes Mitglied der KPÖ und geschäftsführender stellvertretender Präsident der Österreichisch-sowjetischen Gesellschaft, ein Mann, der sich stets als Katholik bekannt hat und dieses sein Bekenntnis mit der Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei

glaubte vereinbaren zu können, ist aus der Partei ausgetreten. Von außen gesehen, kam dem Austritt der Ausschluß zuvor; doch war der entscheidende Brief Hovorkas an die Partei schon geschrieben, als der Ausschluß erfolgte.

Der Brief ist in der „Österreichischen Furche“ veröffentlicht worden. Denn Nikolaus Hovorka ist mit dem Herausgeber dieser Wochenschrift, Dr. Friedrich Funder, seit den Tagen, da sie gemeinsam im Konzentrationslager waren, durch eine aufrichtige Freundschaft verbunden, die auch durch den Weg Hovorkas zur KP nicht zerstört wurde. Schon im Vorjahr hatte Dr. Funder nach einer Stellungnahme Hovorkas zum vatikanischen Kommunismus-Dekret, in welcher er sich als gläubiger Katholik dennoch gegen das Dekret auflehnte, in seiner Wochenschrift einen „Brief an den getrennten Freund“ geschrieben und ihn auf die Unvereinbarkeit von katholischem Glauben und Kommunismus hingewiesen. Daran schloß sich ein öffentlicher Briefwechsel und private Aussprachen an, so daß die Fäden nicht abrissen.

Nun ist Hovorka aus der Partei ausgetreten. Sein Abschiedsbrief an die Parteileitung ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Einleitend nennt er die Gründe, die ihn 1945 zum Eintritt in die KP bewogen haben: das Erlebnis des KZ, in welchem er Kommunisten kennen und schätzen lernte; das Erlebnis der Sowjetunion und ihrer Menschen, die er lieb gewann; der Gedanke, daß die historischen Umwälzungen im Osten seit 1917 die ganze Menschheit angehen und daß die Ängstlichkeit des Durchschnittschristen diesem Geschehen gegenüber nicht die rechte Haltung sei.

In der KP erlebte Hovorka, daß die gläubigen Christen in ihr trotz der grundsätzlichen Toleranz der Partei gegenüber den „religiösen Bedürfnissen“ ihr Zugehörigkeitsgefühl zur Kirche allmählich verloren und verstummten, wenn es darauf angekommen wäre, für ihre geschmähte Kirche einzutreten. Diese Christen „werden innerhalb der Christenheit zu Sektierern und bleiben in der kommunistischen Partei Randerscheinungen“. Vor allem aber wurde Hovorka die kommunistische Auffassung von Parteidisziplin unerträglich, da sie ihm jede Kritik am dialektischen Materialismus untersagte.

Hovorka hat, wie er sagt, den Gegensatz zwischen christlichem Glauben und kommunistischer Weltanschauung nie ganz aus den Augen verloren und den „Schmerz über die weltweite Tragik, daß die gewaltige, historische Bewegung, deren edelste Vertreter die Erneuerung der Welt und den Aufstieg aller Völker in eine menschenwürdige helle Zukunft auf ihr Banner geschrieben haben, in ihrem Kern die Realität Gottes nicht anerkennen will und das Christentum verleugnet, . . . jahrelang in einer ruhe- und rastlosen Handwerkelei erstickt“. Das vatikanische Dekret habe ihn wachgerüttelt: „Mögen andere gläubige Christen sich so stark und heilig fühlen, die via extraordinaria zu beschreiten und außerhalb der Kirche, ausgeschlossen von den von ihr gespendeten Sakramenten, ihr zeitliches und ewiges Heil zu suchen; ich vermag es nicht“. „Mein Beitritt zur KPO im Herbst 1945 war ein Irrtum. Ist es nicht richtig, den Irrtum, wenn er als solcher erkannt ist, einzubekennen und zu widerrufen?“

Zum Schluß erklärt Hovorka, daß der Marxismus „Elemente eines Materialismus, Kollektivismus, Atheismus in sich trägt, die in ihrer Erstarrung dem widersprechen, was der christliche Humanismus in sich begreift als Trans-

zendenz: Transzendenz des Geistes über die Materie, der Person über die Gesellschaft, Gottes über die Welt“. Der Marxismus sei aber mehr als dies, und der Christ habe daher die Aufgabe, „in seinen gesamten Gestaltungsreichtum einzudringen“. Und diesem Anliegen wolle er weiterhin in aller Freiheit dienen.

#### *Aus Süd- und Westeuropa*

##### **Der Papst über die Aufgabe der Kunst in der Welt**

Am 5. September hat der Heilige Vater in Castel Gandolfo die Teilnehmer am Ersten Internationalen Kongreß katholischer Künstler in Audienz empfangen und eine kurze Ansprache an sie gerichtet. Er ging davon aus, daß gerade bei der Größe des Elends und der Angst in unserer Zeit allem, was die Einheit und den Frieden unter den Menschen fördern könne, die höchste Bedeutung zukäme. Die Kunst aber ist in besonderem Maße dazu geeignet, die Menschen zu gegenseitiger Verständigung zu führen, da sie, die Trennung der verschiedenen Sprachen überbrückend, sich unmittelbar an die Sinne wendet. Ihre heilsame Rolle, fuhr der Papst dann fort, könne die Kunst jedoch nur unter gewissen Bedingungen spielen.

„Eine erste Bedingung, damit die Kunst dieses so erwünschte Ergebnis zeitigen könne, besteht in ihrem Ausdruckswert, ohne den sie aufhört, wahre Kunst zu sein. Diese Bemerkung ist heute nicht überflüssig, wo das Kunstwerk in gewissen Schulen nur zu oft nicht von sich aus hinreicht, den Gedanken auszudrücken, dem Gefühl Gestalt zu verleihen, die Seele seines Urhebers zu enthüllen. Doch sobald es in der Sprache des Wortes erläutert werden muß, verliert es seinen Zeichenwert und kann nur noch den Sinnen ein physisches Vergnügen, das sich nicht über ihr Niveau erhebt, oder dem Geist das Vergnügen eines subtilen und eitlen Spiels bereiten. Eine andere Vorbedingung dafür, daß die Kunst mit Würde und Erfolg ihre glorreiche Mission der Verständigung, der Eintracht, des Friedens erfüllen kann, ist die, daß durch sie die Sinne die Seele nicht beschweren und an den Boden schmieden, sondern sie vielmehr von den vergänglichen kleinen Alltäglichkeiten zum Ewigen, zum Schönen, zum einzigen wahren Gut, zum einzigen Mittelpunkt, in dem sich die Einheit verwirklicht, zu Gott erheben. Trifft nicht gerade hier der wunderbare Anspruch des Apostels wörtlich zu: ‚Denn was unsichtbar an ihm ist, seine ewige Macht und Göttlichkeit, wird seit Schöpfung der Welt an seinen Werken deutlich erschaut‘ (Röm. 1, 20)?

Alle Maximen, die die Kunst aus dieser ihrer erhabenen Rolle verdrängen, profanieren und sterilisieren sie daher. ‚L'art pour l'art‘: als ob sie sich Selbstzweck sein könnte, verurteilt, sich auf dem Niveau der sinnlichen, der materiellen Dinge zu bewegen und hinzuschleppen; als ob die menschlichen Sinne nicht durch die Kunst einer höheren Berufung gehorchten als der der bloßen Aneignung der materiellen Welt, der Berufung, in Geist und Seele des Menschen dank der Durchsichtigkeit dieser Natur das Verlangen nach den Dingen zu wecken, die ‚kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und die in keines Menschen Herz gedungen sind‘ (1 Kor. 2, 9).

Von einer unsittlichen Kunst, die ganz offen darauf ausgeht, die geistigen Kräfte der Seele den fleischlichen Lei-

denschaften zu unterwerfen, wollen Wir nicht erst reden. Im Übrigen sind ‚Kunst‘ und ‚unsittlich‘ zwei Worte in schreiendem Widerspruch, und Ihr Programm kennt ihre Verbindung nicht. Lassen Sie sich also, meine Herrn, Glück wünschen, weil Sie die Aufgabe begriffen haben, die Ihnen obliegt, und weil Sie angesichts einer ‚Kultur ohne Hoffnung‘ die Kunst als ‚Quelle einer neuen Hoffnung‘ haben betrachten wollen. Lassen Sie also über der Erde, über der Menschheit den Widerschein der Schönheit und des göttlichen Lichts aufstrahlen, und Sie haben, indem Sie dem Menschen helfen, ‚alles, was es an Wahrem, Reinem, Gerechtem, Heiligem, Liebenswürdigen gibt, zu lieben‘, einen wichtigen Beitrag zum Werk des Friedens geliefert“.

#### Die Jahrhundertfeier der englischen Katholiken

In der letzten Woche des September feierten die Katholiken von England und Wales das hundertjährige Jubiläum der Wiedererrichtung ihrer hierarchischen Verfassung durch Papst Pius IX. Der Heilige Vater war durch Kardinal Griffin, den Erzbischof von Westminster, als Legaten vertreten. Ihn umgaben, außer den Mitgliedern des britischen Episkopates, die Kardinäle von Mecheln, Lyon, Toronto, New York, Köln und Berlin und als Repräsentanten ihrer Länder die Erzbischöfe von Dublin, Tarragona und der Coadjutor von Roermond. Der Erzbischof von Gnesen und Warschau hatte eine Glückwunschbotschaft übersandt.

In dem Ernennungsschreiben für seinen Legaten hob der Heilige Vater hervor, daß der Katholizismus in England an Achtung viel gewonnen hat. Sein Fortschritt sei zu ermessen an der Zahl der Gotteshäuser, den Schulen und Internaten, der wachsenden Menge der Priester und der treuen Gläubigkeit des Volkes. „All dies ist ein deutlicher Beweis, daß Kardinal Newman, dies blendende Licht, dieser Stolz unseres Geschlechtes, erleuchtet war, als er die Zeit, in der die katholische Hierarchie wiederhergestellt wurde, einen zweiten Frühling nannte.“

Man könnte erwarten, sagt der Papst, daß der Fortschritt anhält. „Es liegt an euch, die ihr mit Recht darauf verweisen könnt, daß die Mitgliedschaft in der Heiligen Kirche euch zu wertvollen Dienern des Commonwealth macht, den anderen den Glanz der christlichen Heiligkeit zu zeigen — und zwar immer deutlicher.“ Die Wiederherstellung der Einheit müsse vor allem durch unablässiges Gebet gefördert werden.

Am letzten Tage der Feierlichkeiten, am 1. Oktober, richtete der Papst an die im Wembley-Stadion versammelten hunderttausend katholischen Engländer eine Radiobotschaft, die er mit einem Überblick über die glorreiche Geschichte des englischen Katholizismus seit Gregor I. begann und in dem er die englischen Martyrer der Reformationszeit namentlich hervorhob.

Er wiederholte dann seine Freude über die vielen Zeichen des Fortschrittes, die Englands Katholizismus in den letzten 100 Jahren aufweist: Kirchen, Schulen, Klöster und besonders die Rolle des englischen Katholizismus in Wissenschaft und Presse. Die englischen Berichterstatter heben den nun folgenden Teil der Rede besonders hervor, in dem der Papst dem Königshaus seine Hochachtung bezeugte. Diese Äußerung ist ein Beispiel für die Möglichkeit, Hindernisse des positiven Rechtes durch weitherzigen Geist und kultivierte Form zu überwinden. Die englischen Bischöfe haben wegen gesetz-

licher Verbote keine Möglichkeit, dem König als Bischöfe ihre Ergebenheit zu bekunden. Denn sie existieren als Bischöfe für den englischen Staat auch heute noch nicht. Es gibt nur anglikanische Bischöfe. So trat denn der Papst als Sprecher für Englands Katholiken auf, und es ist ergreifend, wie hier einerseits der Vater für seine verdrängten Kinder eintritt und wie andererseits die Weltweite der katholischen Kirche solches Eintreten möglich macht. Der Papst sagte: „Ihr werdet Gott danken, daß ihr euch im Gegensatz zu vielen eurer Glaubensgenossen in anderen Teilen der Welt des unermeßlichen Segens des Friedens und einer geordneten Regierung unter euerm gütigen Königspaar erfreut. Wir bringen unsere Gefühle tiefster Hochachtung für S. M. König Georg VI. und I. M. Königin Elisabeth zum Ausdruck und beten, daß Gott ihnen eine lange, glückliche und friedliche Regierung schenke.“

Unmittelbar darauf — und es wäre gedankenlos, diesen Zusammenhang zu übersehen — sagte der Heilige Vater: „Wir können nicht schließen ohne eine Botschaft an alle Menschen guten Willens in England und Wales, die Gott dienen und nicht in Gemeinschaft mit dem Stuhl des heiligen Petrus stehen. Wir wünschen, daß sie wissen, daß auch sie einen Platz in Unserm Herzen haben und daß Wir oft für ihr Wohl in dieser und in jener Welt beten.“

Die englische Öffentlichkeit, die Presse und der Rundfunk, vor allem aber die anglikanische Staatskirche, hat dem Jubiläum so wenig Beachtung geschenkt, als nur eben möglich war. Wir in Deutschland und auf dem Kontinent können das kaum verstehen und sehen darin ein Symptom für den englischen *cant*, der uns auch bei anderer Gelegenheit zu Zweifeln veranlaßt, ob sich darin mehr politische Klugheit und befreiendes *understatement* verbirgt oder mehr *Torystolz*, den man am besten durch Gelassenheit überwindet. Die englischen Katholiken haben sich jedenfalls daran nicht geärgert. Sie wissen seit langem, daß sie in ihrem Lande genau nach dem eingeschätzt werden, was sie im öffentlichen Leben wirklich bedeuten. Sie fordern vom Staate nicht mehr, aber auch nicht weniger, als was sie zu erreichen Aussicht haben. Sie verlassen sich auf sich selbst, nicht auf Konkordate.

Das wird sehr deutlich gesagt in dem Überblick, den die repräsentativste katholische Zeitschrift des Königreiches, „The Tablet“ (7. 10. 1950), am Ende der Festlichkeiten anstellt. Sie tut es in einem meisterhaften Aufsatz. Er knüpft daran an, daß der Papst heutzutage durch das Radio spricht und daß die Kardinäle mit Flugzeug fahren. „Das große praktische Problem für die Katholische Kirche ist dies, wie sie ihre latente Stärke als größter Gesellschaftskörper mit Präsenz in allen Erdteilen verwirklichen und von dem unschätzbaren Vorteil ihrer organisatorischen Einheit in den Dingen des Glaubens und der Sitte und des gemeinsamen Oberhauptes Gebrauch machen soll.“ Die Kirche überzeugt, wie „The Tablet“ meint, diese nach Sicherheit suchende und doch so unsichere Welt allein schon dadurch, daß sie mit der besten Tradition aller sozialen Körperschaften im Bunde ist. Die beste Tradition ist nicht einfachhin die Tradition. Sondern sie ist das Wahre in der Tradition. Man spürt in der Kirche Wahrheit. Und wenn die „Kundgebungen christlichen guten Willens“ seitens der anderen Gemeinschaften beim englischen Jubiläum ausblieben, sagt „The Tablet“, ist es vielleicht sogar gut. Darin schweigt sich

die Ehrfurcht vor dem Glauben an die unbedingte Wahrheit aus, mit der man keine Kompromisse schließen kann.

Man fühle in England, daß die politische und öffentliche Tradition dieses Landes, entgegen dem betonten Protestantismus, der sein äußeres Antlitz imprägniert, mehr Verwandtschaft mit dem Katholizismus aufweist, als es in irgendeinem andern Lande des Kontinents der Fall ist. Nirgendwo stießen die Sozialisten mit ihrem Bemühen, den Staat zu kanonisieren, auf so viele Schwierigkeiten wie in England. Der freie Mann und die freie Meinung sei doch noch heute das beste in England und das Vorbild für den Kontinent. Wenn der Staat sich nicht bequemte, die katholische Kirche zu ihrem Jubiläum anzuerkennen, so sei das kein Unglück. Und daß es so sei, dies eben sei das Glück Englands und die Lehre für das übrige Europa.

Der Bericht schließt mit der Bitte, auch die katholische Kirche möge immer diesen Geist der Freiheit bewahren. „Das Leben der Kirche, nicht weniger als das Leben der nationalen Gemeinschaft, bedarf für seine Gesundheit einer unterrichteten und verantwortlichen öffentlichen Meinung. In vielen Teilen der Kirche existiert sie nicht. Dort ruft jede kritische Äußerung dieselben Wirkungen bei den Autoritätspersonen hervor wie früher einmal bei den Monarchen, nämlich unmittelbaren Widerspruch, eine Einstellung, die in der noch so loyalen Kritik bereits Ungehorsam wittert und sie sehnlichst zu unterdrücken wünscht.“

**Die Gespräche von San Sebastian** Zum fünften Mal fanden im September dieses Jahres die „Gespräche von San Sebastian“ statt, die nun schon einen ganz bestimmten Platz in den geistigen Auseinandersetzungen des europäischen Katholizismus einnehmen. Ihre Themen betreffen jenes Phänomen, das man „die Christenheit“ nennt, nämlich die weltliche, zumal politische Ordnung, die aus dem christlichen Glauben hervorgehen kann, ihre Möglichkeiten in unserer Zeit, ihren Sinn, ihre Bedeutung. In diesem Jahr lautete das Thema: „Christliche Grundlagen der europäischen Einheit“. Führende Geister aus vielen Nationen fanden sich auch diesmal, wie in früheren Jahren, wieder zur Diskussion dieser Frage ein, und wir kennen bereits (vgl. Herder-Korrespondenz Jhg. 4, Heft 7, S. 329 ff) die Fronten, die sich innerhalb der katholischen Intelligenz um alle Fragen, die das Problem Kirche und politische Welt betreffen, zu bilden pflegen: da ist die spanische Gruppe, die amerikanische Gruppe und die französisch-belgische Gruppe. Es ist das Charakteristikum der Gespräche von San Sebastian, daß diese Gruppen in ganz grundlegenden Fragen nicht zur Einigung kommen können — unausgeglichen blieben im vorigen Jahr die sich gegenüberstehenden Meinungen der Verteidiger des konfessionellen Staates und der Religionsfreiheit im Staate —, daß sie aber in vollkommener Offenheit und Freiheit ihre verschiedenen Standpunkte diskutieren und schon allein dadurch dennoch einen Beitrag zur Einheit der katholischen Welt leisten.

Auch in diesem Jahr konnte man sich über die Hauptfrage nicht einig werden, und die beiden Positionen, die man formulieren könnte: „Europa ist der Glaube“ oder „Europa ist eine geographisch-historische Einheit“, behaupteten sich einander gegenüber. Dennoch fanden sich alle Teilnehmer zusammen in der Erkenntnis der großen

Bedeutung des Glaubens bei der Entstehung des europäischen Geistes und der großen Bedeutung Europas für die Repräsentation des Glaubens in der Gegenwart.

Überraschender war vielleicht noch — besonders für die Franzosen — die Einmütigkeit gegenüber zwei kritischen Punkten des Dramas der Gegenwart (so berichtet Jean de Fabrègues in „La France Catholique“, 22. Sept. 1950). Die Vertreter aller Länder unterzeichneten einstimmig eine Resolution, die die unlösliche Verknüpfung der natürlichen mit den übernatürlichen Werten behauptete: „Wenn die Transzendenz und die übernatürliche Vorsehung Gottes, die Endbestimmung des Menschen oder die natürlichen Werte geleugnet werden“, sagt diese EntschlieÙung, „versinkt die Welt in Götzendienst und in der Suche nach falscher Einheit.“

Der zweite Punkt betrifft das Subsidiaritätsprinzip (dieser Begriff ist besonders den Deutschen und Italienern geläufig). Msgr. Pavan, Generalsekretär der italienischen Sozialen Wochen, hatte über dieses Prinzip bereits auf dem Kongreß der Sozialforschung im Heiligen Jahr in Rom gesprochen und tat es wiederum in San Sebastian. Die EntschlieÙung der Schlußsitzung sagt darüber, daß das Subsidiaritätsprinzip „wesentlich darin besteht, höheren Organen nichts anzuvertrauen, was ebensogut von niederen Organen geleistet werden kann, sowohl auf dem Gebiet der Produktion — z. B. den Riesenbetrieben nur die Aufgaben zu übertragen, die von kleinen und mittleren Betrieben nicht geleistet werden können — wie auf dem der Verteilung. Beispiel: den nationalen Sozialversicherungsinstituten nichts zu übertragen, was ebensogut durch gegenseitige Hilfe in Familie und Beruf geleistet werden kann“. Dieses Prinzip, in Frankreich noch kaum bekannt, spielt bereits eine große Rolle in den Diskussionen in Deutschland, Italien, Spanien, England.

Die Namen vieler Teilnehmer an den diesjährigen Gesprächen von San Sebastian sind den Lesern der Herder-Korrespondenz wohlvertraut und geben durch ihre bloÙe Aufzählung einen Begriff von der Spannweite der Stellungnahmen. Aus Amerika waren Richard Pattee und John Parr da. Aus England M. Woodruff, der Chefredakteur des „Tablet“, M. Beales, der geistige Leiter der Bewegung „Sword of the Spirit“, und P. Murray, ehemaliger Chefredakteur des „Month“. Von französischer Seite ist uns besonders der Name P. Dubarles von „La Vie Intellectuelle“ vertraut; außerdem waren u. a. der Chefredakteur der „Croix“, R. P. Gabel, und die Professoren Chanoine Rupp, Msgr. Delacroix und L. Salleron vom Institut Catholique anwesend. Aus Italien endlich waren Msgr. Pavan und Prof. Vedovato, der Italien bei der UNESCO vertritt, gekommen.

**Ansteigende Geburtenziffern bei vielen Nationen**

Das italienische „Bollettino Mensile di Statistica“ hat in seiner Juni-Nummer berichtet, daß die Geburtenziffern in zwanzig europäischen und außereuropäischen Nationen seit 1938 bis 1949 durchschnittlich um 15 Prozent gestiegen sind. In Japan kamen 1938 auf je 1000 Einwohner 27,1 Geburten (lebend), 1949 dagegen 33,4. In Chile stiegen die Geburten von 32,1 auf 33,2; in der Südafrikanischen Union von 25 auf 26,7 (diese Zahlen beziehen sich nur auf die dort lebenden Europäer); in Kanada von 20,6 auf 26,6; in Finnland von 20,9 auf 25,1; in Portugal fielen sie von 26,6 auf 24,9; in Neuseeland stiegen sie von 17,9 auf 24,9; in



den Vereinigten Staaten von 17,6 auf 24,1; in den Niederlanden von 20,5 auf 23,7; in Australien von 17,4 auf 22,9; in Spanien von 20,1 auf 21,4; in Irland von 19,4 auf 21,4; in Frankreich von 14,6 auf 20,7; in Italien fielen sie von 23,8 auf 20; in Norwegen stiegen sie von 15,6 auf 19,6; in der Schweiz von 15,2 auf 18,3; in Schweden von 14,9 auf 17,4; in Großbritannien von 15,5 auf 17; in Belgien von 16 auf 16,8; in Österreich von 13,9 auf 15,6. Der Durchschnitt der Lebendgeborenen in diesen 20 Nationen war 1938 19,7, 1949 dagegen 22,7: eine Zunahme von genau 15,2 Prozent.

## Ökumenische Nachrichten

### Das geistige Schicksal des Abendlandes

Aus Platzmangel war es nicht möglich, im Oktoberheft dem „Entweder-oder“ der Berliner „Kirche“ gegen die Una-Sancta-Arbeit eine maßgebendere Auslassung des Landesbischofs D. W. Stählin gegenüberzustellen, unter dessen Vorsitz mit Bestätigung der Synode der EKD die Gespräche evangelischer Theologen mit katholischen Kollegen laufend stattfinden. Wir tragen hier wichtige Gedanken seines Vortrags vom 22. August (Bayerischer Rundfunk) nach. Vermutlich handelte es sich dabei um eine öffentliche Verteidigung seiner verantwortlichen Mission.

Landesbischof Stählin entnimmt das Problem der „Annäherung“ der Christen von vornherein der menschlichen Willkür oder dem Belieben der Kirchenleitungen. Natürlich dächten weder katholische Theologen daran, sich durch Reformation dem Protestantismus anzunähern, noch wollten evangelische Theologen ihrer Kirche untreu werden. „Wenn es so etwas wie eine Annäherungsbestrebung zwischen den Kirchen gibt, dann ist das nicht die Bestrebung von Menschen. Vieles, was in dieser Welt im Gange ist, geschieht nicht als die Ausführung menschlicher Absichten. Es ist nur als die Verwirklichung eines höheren Planes zu begreifen, der nicht mit menschlichen Bestrebungen identisch ist. Und in diesem sehr viel tieferen Sinn ist wohl in der Tat zu sagen, daß jenseits dessen, was Menschen meinen und wollen, eine Annäherung stattfindet, zum Teil vielleicht gegen den Willen der Menschen.“ Es ginge im Grunde um das geistige Schicksal des Abendlandes, das an dieser Frage der Einheit und der Glaubwürdigkeit der Christenheit hängt. Nicht nur der gemeinsame Feind, der keinen Unterschied zwischen den getrennten Christen mache, sondern „viel tiefere Dinge treiben uns zusammen... Überall da, wo die christliche Kirche in irgendeinem ihrer Zweige um ihre eigene Erneuerung ringt, überall da kommt sie gleichzeitig im Herzen aller Dinge auch den anderen Zweigen in der christlichen Kirche näher. Überall da, wo Christen sich gemeinsam um das Verhältnis der Liebe bemühen, stoßen sie hier auf ein Urgestein, auf dem sie beide ihr Haus allein bauen können. In dem Maß, als christliche Kirchen sich von der Verweltlichung vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte freizumachen suchen und sich besinnen auf die Substanz, von der sie leben, treten bestimmte Erscheinungen in den Vordergrund der Aufmerksamkeit, die in der polemischen Situation an den Rand des Sehfeldes geraten waren.“ Auf beiden Seiten gäbe es Menschen, die „Angst haben vor dem Schicksal der Annäherung“, und andere, die unter der Zerspaltenheit der Christenheit lei-

den und darum Gott für eine Entwicklung danken, die „die Kirche nötigt, aneinander zu rücken“.

### „Die heißesten Eisen“

Nach einer vorsichtigen aber durchaus nicht ablehnenden Kommentierung des „Monitum“ und der „Instruktion“ des Hl. Offiziums stellt Landesbischof Stählin fest, daß man auch auf evangelischer Seite kein Interesse an unberufenen Schwärmern habe. „Niemand von uns wird jemals zugeben können, daß die Reformation ein Abfall von der Kirche gewesen sei. Niemand von uns wird es für richtig halten, daß die römisch-katholische Kirche im Vollbesitz der Wahrheit sei, die keiner Vermehrung und keines Gewinnes bedürftig wäre, der durch die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen auch der römisch-katholischen Kirche zugute käme...“ Diese Ablehnung der römisch-katholischen Voraussetzungen für ein Gespräch könnten indessen die notwendige Fortführung des Gespräches nicht hindern, in welchem auch die heißesten Eisen angefaßt würden. „Meinen wir dasselbe, wenn dort von Heiligen und hier von einer Wolke von Zeugen die Rede ist? Sind wir darin einig, oder sind wir darin nicht einig, daß im Grunde alle Verehrung der Heiligen eine Verehrung Christi ist, und daß alle Verehrung, die diesen Heiligen dargebracht wird, im Grunde dem gilt, der sie zu Heiligen gemacht hat? ... Dieses Jahr legt es uns besonders nahe, darüber zu sprechen, wie sehr die Marienfrömmigkeit als ein unterscheidendes Merkmal zwischen den christlichen Kirchen steht. Wir haben einander zu sagen, daß alle Marienverehrung im Grunde ihr Recht und ihre Grenze in der Verehrung Christi hat, daß sie fragwürdig wird, wenn Maria eine selbständige Bedeutung neben Christus gewinnen würde. Wir haben auf der anderen Seite zu sagen, daß die echte Verehrung des menschgewordenen Gottessohnes den Blick nicht wegwenden kann von der Mutter... Wir haben darüber zu reden, ob nicht die biblischen Berichte ein anderes Bild von der jungfräulichen Mutter des Herrn geben, als es der Glaube gern sehen möchte, ein Bild der Begnadeten, Angefochtenen, die doch in ihrer inneren Begnadung nicht dem Schicksal des angefochtenen Menschen enthoben und die gerade darum ein Trost der glaubenden Christenheit ist...“

Die schwierigste Frage gebe das Selbstverständnis der Kirche auf, sonderlich das Kirchenrecht, „sein Verhältnis zu der Liebe und zu der Wirkung des Heiligen Geistes. In welchem Maß kann das Wirken des Geistes Gottes in rechtlichen Bestimmungen eingefangen und dadurch verbürgt werden?“ Menschlich gesprochen seien die Dinge aussichtslos, und niemand könne sagen, was bei den Gesprächen — von der persönlichen Verbundenheit der Teilnehmer abgesehen — herauskäme. Im letzten Grunde komme es hier nicht auf das an, „was Menschen wollen, auch nicht auf das, was Menschen verhindern wollen...“, sondern daß hier Dinge geschehen, die wir gar nicht in der Hand haben... , wo wir menschlich gar nicht wissen, wie und wann etwas geschehen soll.“

### Die Bibel im ökumenischen Gespräch

Es ist weithin bekannt, daß der Rückgang auf die Heilige Schrift für das ökumenische Gespräch eine entscheidende Bedeutung hat. Charles Moeller berichtet im „Irenikon“ (2. Trimestre 1950, S. 164f) über fruchtbare Erfahrungen, die sich bei einer privaten Zusammenkunft